5. Juli 1930 — Nummer 151

In freier Stunde

Kameradschaft mit Gisela

Roman von Manfred Scholz

(15. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Auf der Straße bleibt Walter einen Augenblick stehen und zündet sich eine Zigarette an; grüßend gehen die Angestellten an ihm vorüber; aber der, den er eigentlich erwartet, der kommt nicht.

Der Bürodiener Wartmann schwingt seine Mütze. „Wünsche einen angenehmen Feierabend, Herr Grabenhorst."

„Danke, Wartmann!" Walter schließt sich dem Bürodiener an — was diesen einigermaßen aus der Fassung bringt. „Wir haben doch gemeinsamen Weg, Wartmann?"

„Ja, allerdings —" erwidert Wartmann, zieht seine geleimte Krawatte gerade und schielt den Vorgesetzten über die Brille listig an.

Walter sagt, indem er lässig die Zigarette zum Mund führt: „Es ist doch alles in Ordnung in den Büros? Sie haben als letzter das Gebäude verlassen?"

„Nein, das nun gerade nicht — — Herr Möller, der Vorsteher von der Verrechnungsabteilung, ist noch in seinem Zimmer. Es handelt sich wohl um die Prüfung der Bücher und Karteien. Grävitz soll doch damals alles in ziemlicher Unordnung hinterlassen haben — erzählt man — und der Neue ist doch noch nicht richtig eingearbeitet."

Seltsam, denkt Walter, Möller hat es nicht für nötig gehalten, mir darüber etwas zu sagen — warum plötzlich diese Eigenmächtigkeit? Das ist doch sonst Möllers Art nicht . . .

„Jetzt habe ich tatsächlich meine Aktentasche auf dem Schreibtisch liegen lassen", sagt Walter mit gutgespieltem Schreck. — „na, hilft nichts, dann muß ich noch einmal zurück. Guten Abend, Wartmann!"

Der Bürodiener sperrt Mund und Nase auf und starrt dem Prokuristen nach. „Guten — Abend, Herr Grabenhorst!" kommt es schwerfällig von seinen Lippen. Ich fresse einen Besen, da stimmt mal wieder etwas nicht, denkt er, geht kopfschüttelnd weiter.

Walter Grabenhorst hat inzwischen wieder das Bankhaus betreten. Auf Zehenspitzen schleicht er den Korridor entlang, wie ein Dieb. Sein Herz schlägt ihm bis zum Hals hinauf. Endlich ist die Stunde gekommen, nach der er sich gesehnt hat. Ob sich sein Verdacht bestätigen wird? Jetzt heißt es, entschlossen und mutig handeln — biegen oder brechen — —

Dort ist der Kassenraum. Die Vorhänge vor den Fenstern sind geschlossen. In einer Ecke brennt das rote Signallicht für die Sicherungsvorrichtungen, wirft einen kargen Schein auf den linoleumgedeckten Fußboden . . .

Walter tastet sich vorsichtig vorwärts, manchmal knacken die Dielen unter seinen Füßen, er bleibt dann eine Sekunde stehen, hält den erregten Atem an. Jetzt steht er an der gläsernen Schiebtür, die zur Verrechnungsabteilung führt, blickt durch die Scheibe . . .

Ahnungslos, sich unbeobachtet fühlend, sitzt Möller an seinem Schreibtisch. Er hat gerade das Kassenbuch vor sich, jenes — Walter kann das genau erkennen, das Grävitz damals vorlegen mußte, als die Veruntreuungen aufgedeckt waren. Noch zögert Walter einen Augenblick — dann stößt er mit einem Ruck die Tür auf . . .

„Guten Abend, Herr Möller. Noch so spät bei der Arbeit?" Und noch ehe sich der Entsetzte umwenden kann, hat Walter ihn schon von rückwärts bei den Schultern gepackt. Der Ueberrumplungsversuch ist jedenfalls glänzend gelungen.

„Lassen Sie mich los! Was soll denn das?" keucht Möller und versucht wie ein Verzweifelter, sich von Walters Umklammerung freizumachen. Endlich gelingt ihm das. Mit einer schnellen Handbewegung schlägt er das Buch zu, bleibt, die Hände um die Schreibtischkante gekrallt, stehen.

„Wollen wir nicht in aller Ruhe reden, Möller? Was haben Sie denn für Geheimnisse mit dem Kassenbuch?" sagt Walter jetzt gelassen und kreuzt die Arme auf der Brust. „Ich glaube, Sie sind mir manche Erklärung schuldig — — ich warte schon lange auf den Augenblick, Sie in flagranti zu ertappen!" Er atmet auf. „Jawohl, ich habe Sie seit langer Zeit in Verdacht, daß Sie die Veruntreuungen begangen haben — jetzt bin ich davon überzeugt. Alles Leugnen ist vergeblich. Sie sind doch ein sehr guter Freund von Georg Aufleitner, nicht wahr?"

Möller ist noch so überrascht, daß er nicht reden kann, er keucht nur.

Endlich stammelt er: „Was wissen Sie denn von Aufleitner und mir?" Seine Augen kreisen ängstlich zur Tür, bleiben auf Walter haften. Langes Schweigen . . .

„Reden Sie, Möller, es nutzt Ihnen ja doch nichts mehr. Sie haben Ihre Partie verloren."

Möller scheint über etwas nachzudenken, seine Lippen bewegen sich, ohne daß ein Wort zu hören wäre. „Gut!" sagt er endlich entschlossen. „Sie sollen alles wissen. Ja, es ist vielleicht so am besten. Aber wenn ich verschütt gehe," er lächelt höhnisch — „dann soll es der andere auch . . ." Sein Körper strafft sich und mit einer einladenden Handbewegung sagt er: „Bitte,

nehmen Sie doch Platz, Herr Grabenhorst — nein, nein, Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich einen Fluchtversuch unternehme. Ich denke gar nicht daran. Vielleicht hätte ich Ihnen eines Tages selbst gestanden . . . Bitte, hören Sie zu."

Walter nimmt Platz, läßt aber kein Auge von Möller, er traut ihm immer noch nicht. Möller ist ein kleiner, schmächtiger Mann und kann gegen den stämmigen und sportgeschulten Prokuristen kaum etwas ausrichten. Walter ist beruhigt. „Also erzählen Sie, Herr Möller, es freut mich, daß Sie wenigstens vernünftig sind."

Möller steht gegen den Schreibtisch gelehnt, den Blick zu Boden gerichtet, langsam, jedes Wort bedenkend, sagt er: „— Ja, Aufleitner und ich, wir sind alte Freunde. Was man so ‚Freundschaft' nennt. Wir haben uns in Leipzig kennengelernt, wo wir beide ein paar Semester studierten. Später ging ich nach Berlin, war in mehreren Bankhäusern tätig, ließ mir etwas zuschulden kommen — Aufleitner wußte davon . . . das war mein Untergang —"

„Aufleitner —," fragt Walter dazwischen, „wovon lebt er eigentlich?"

„Das weiß ich auch nicht so genau — er macht wohl Gelegenheitsgeschäfte, hat allerlei Vertretungen — — — sein Hauptplan war, mit Irene Friebeck gut Freund zu werden — — mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen?"

„Nein! Aber ich habe Sie unterbrochen. Bitte, erzählen Sie weiter."

„Dann erfuhr Aufleitner von Helmut Friebeck, daß durch den Abgang von Schilling eine leitende Stellung frei würde. Ich bewarb mich; alles klappte vorzüglich, ich konnte ausgezeichnete Zeugnisse vorweisen . . . Aber Aufleitner ließ mich nicht in Ruhe. Er erpreßte mich . . . Nicht nur, daß er mir meine Freundin Monika Schuhmacher abspenstig machte, unter der Drohung, Herrn Friebeck sen. von meiner früheren Schuld zu erzählen. Ich war vollkommen in Aufleitners Händen. Dann stellte ich in dem Kassenbuch fest, daß Grävitz kleine Beträge veruntreut hatte, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und vergrößerte die Summen . . . Ich habe aber wenig von dem Geld gehabt, Herr Grabenhorst, den Löwenanteil bekam Aufleitner, ich mußte ihm sogar einen Teil meines Gehaltes abführen . . ."

Während dieses Berichtes ist Möller immer mehr in sich zusammengesunken. Walter muß ihn stützen. Dieses Geständnis eines verpfuschten Lebens hat Walter irgendwie ergriffen. Er empfindet sogar Mitleid mit Möller. Daß Georg Aufleitner ein so abgefeimter Schuft ist, hätte er denn doch nicht für möglich gehalten.

„Mir ist es ordentlich leicht ums Herz, daß dieses Geständnis einmal heraus ist . . . lange hätte ich es nicht mehr mit mir allein herumtragen können —," Möller zeigt auf das Kassenbuch. „Neulich erst war Aufleitner wieder bei mir und verlangte neues Geld. Er war sehr übler Laune, weil seine Werbung um Irene Friebeck im Augenblick mehr als schlecht steht... Heute nun hatte ich eine neue Fälschung vor. Es war ein großes Wagnis, ist doch niemand mehr da, der mich decken kann. Ich bin jetzt sehr froh, daß Sie mich überrascht haben, Herr Grabenhorst, es mag unglaublich klingen — aber es ist wahr . . ."

Langes Schweigen.

Endlich sagt Walter mit zitternder Stimme . . . „und Helmut Friebeck . . . hat er gewußt, daß Sie die Veruntreuungen begangen haben? Hat er mit Georg Aufleitner gemeinsames Spiel gemacht?"

*

Anna tut im Friebeckschen Hause nach wie vor ihre Pflichten; aber sie ist nicht mehr mit der rechten Freude bei der Arbeit. In den nächsten Tagen wird sich Paul vor dem Gericht zu verantworten haben. Jeden freien Abend verbringt sie bei Mutter Hertwich und versucht zu trösten, obgleich sie selbst des Trostes bedarf.

Anna geht hinauf in das Speisezimmer, um das Abendbrot abzuräumen. Die Familie Friebeck sitzt noch um den Tisch — aber die Speisen, die dort stehen, sind kaum berührt worden. Irene tupft sich mit dem Taschentuch die Augen aus, und Frau Friebeck, die sonst laut und befehlend spricht, dämpft ihre Stimme. Helmut zerpflückt gedankenverloren eine Zigarette.

„Ist der Arzt noch immer in Vaters Zimmer?" fragt Irene.

Frau Friebeck nickt. Als die Uhr auf der Diele zu schlagen beginnt, zuckt sie zusammen.

„Sie können abservieren, Anna — — aber bitte, machen Sie recht leise, damit wir den Kranken nicht stören."

In seinem Zimmer liegt Karl Friebeck; sein fahles Gesicht hebt sich seltsam wächsern von dem weißen Bettzeug ab. „Was ist, Herr Professor?" fragt er mit müder Stimme den Arzt, der eben die Untersuchung beendet hat, „bitte sagen Sie mir die volle Wahrheit."

Professor Werner behandelt Karl Friebeck seit einem Jahr. Oft genug hat er den Patienten ermahnt, sich endlich einmal einer Magenoperation zu unterziehen, aber der hat sich gegen einen solchen Eingriff stets gesträubt und geglaubt, mit allen möglichen Kuren die Krankheit beheben zu können. Leider hat sich das als Trugschluß erwiesen. Werner befürchtet nun das Schlimmste. Seit zwei Tagen kann der Patient nur noch flüssige Nahrung zu sich nehmen. Es geht immer mehr bergab, von Stunde zu Stunde . . .

„Die Wahrheit ist," sagt der Professor, schiebt die Hornbrille auf die Stirn und setzt sich an das Bett des Kranken, „daß wir etwas unternehmen müssen, was endgültig Gewißheit verschafft. Hier können Sie auf keinen Fall bleiben, Herr Friebeck . . ."

„Mit anderen Worten, ich muß in die Klinik, mich einer Operation unterziehen . . ."

Der Arzt nickt. „So ist es."

„Glauben Sie denn allen Ernstes, daß Sie mir noch helfen können?" Friebeck richtet sich im Bett auf, fällt aber sofort zurück. „Die Wahrheit — ich will unbedingt die Wahrheit, Herr Professor —"

„Bitte, seien Sie doch ganz ruhig, Herr Friebeck. Was in meinen Kräften steht, das wird geschehen," umgeht der Arzt die Frage, „— ich werde mit meiner Klinik telephonieren. Einverstanden?" Er drückt dem Patienten die Hand und will aus dem Zimmer.

„Schicken Sie mir doch meinen Sohn!" ruft Friebeck hinter ihm her, „ich möchte ihn gern noch einmal sprechen, bevor ich das Haus verlasse."

Professor Werner nickt. Draußen flüstert er mit Helmut, ermahnt ihn, dem Kranken jede Aufregung zu ersparen . . .

Dann steht der Sohn am Bett des Vaters, blickt in dessen glanzlose Augen, die von blauen Ringen umschattet sind. Zwischen den Brauen steht eine steile Falte.

Helmut wäre jetzt am liebsten in die Knie gesunken — dem Vater alles abzubitten, was er ihm je

zugefügt. Aber dazu ist wohl nicht die rechte Zeit. Helmut bemeistert sich, er will ganz ruhig sein.

Endlich, nach einer bangen Pause — in der nur der schlürfende Atem des Kranken hörbar ist — beginnt der Vater zu sprechen. „Es steht schlecht mit mir, Helmut. Ich glaube, es geht zu Ende . . . Bitte, erwidere nichts, versuch' mich nicht zu trösten, es ist zwecklos. Der Arzt will eine Gewaltkur machen, mich operieren — gut, ich bin damit einverstanden." Er schweigt einen Augenblick, da ihm das Sprechen doch Mühe bereitet. Auf seiner Stirn perlt Schweiß. — — „Ich hätte gern noch ein paar Jahre in Ruhe gelebt, drüben, in Bukow — aber es soll wohl nicht sein . . ."

„Du täuschst dich, Vater. Professor Werner hat die größten Hoffnungen — —"

„Lassen wir das. Ich wollte noch einmal mit dir sprechen, Helmut. Es ist wichtig. Wir haben uns nie sonderlich gut vertragen und sind uns immer aus dem Weg gegangen, wo wir nur konnten. Ein glückliches Familienleben haben wir Friebecks überhaupt nicht geführt, eine bittere Erkenntnis, aber darüber zu diskutieren ist es wohl zu spät. Was mich immer so verletzt hat, das war deine nüchterne, kalte Art. Du warst in schlechte Gesellschaft geraten, Helmut, dir fehlte jegliches Pflichtbewußtsein . . . Gewiß, in letzter Zeit hast du dich sehr zu deinem Vorteil verändert, und ich konnte davon absehen, harte Maßnahmen zu ergreifen. Mache alles wieder gut, wenn ich einmal nicht mehr bin, lasse dich von Herrn Grabenhorst leiten, er ist ein tüchtiger und zuverlässiger Mensch. Versprichst du mir da?"

(Fortsetzung folgt)

Von Balkon zu Balkon

Von Hans J. Toll.

Es ist wahr, er hat eine lange Zeit ziemlich nutzlos da draußen am Hause herumgehangen, der Balkon. Ein paar hauswirtschaftliche Geräte, mit denen nichts mehr los war, und leere Konservenbüchsen, die auch bessere Tage gesehen hatten, waren dort versammelt, aber sonst war nichts los auf dem Balkon. Er hing da nur so herum, und nachdenkliche Naturen nannten ihn ein Sinnbild verfehlten Daseins.

Aber das ist nun vorbei, man weiß jetzt wieder, warum so ein Balkon erfunden wurde und wozu er in Wahrheit da ist. Balkone sind dazu da, daß man darauf Platz nimmt und ein bißchen Familienleben betreibt, daß man in grünen oder weißen Holzkästen allerlei Botanik anpflanzt und sich mit einer Gießkanne gärtnerisch benimmt. Und nun sind wir wieder mal so weit.

Der Balkon, lieblich umgrünt, umblüht und umduftet, ist wieder zu einem Schauplatz häuslichen Lebens geworden. Es ist noch nicht lange her, da schleppten die Väter gutgehende Düngemittel ins Haus und machten sich hemdsärmelig über die Holzkästen her. Es ist ja nicht viel Grund und Boden, was sie da haben, das könnte man nicht sagen, aber wenn man es recht betrachtet, ist es doch ein Stückchen Land, ein klitzekleines nur, aber auch eins mit Pflanzen, die man täglich wachsen sieht, mit Knospen und Blüten und am Ende gar mit Früchten, wenn die Sonne es gut meint mit den Tomaten.

Aber was die Ernte angeht, so hat es damit noch gute Weile, fürs erste ist es viel bedeutsamer, daß die Familie den Balkon wieder in Besitz genommen hat. Da versammelt sich, vom Vater abwärts, alles, was dazugehört, und es ist beinahe wie bei Schillern, wie in der Glocke, wo man von „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus" bis „Der Vater mit frohem Blick von des Hauses weitschauendem Giebel überzählet sein blühend Glück" das Einschlägige nachlesen kann. Hier, auf dem Balkon, werden Luftbäder genommen, wird Gymnastik betrieben, werden Kartoffeln geschält, hier wird gegessen und getrunken, hier finden Debatten über die Unzulänglichkeit des Wirtschaftsgeldes statt, hier übt sich Vater in Pädagogik — alles auf dem Balkon.

Die Nachbarschaft aber nimmt mit sanftem Interesse Anteil an dem im Freien stattfindenden Familienleben. Nicht aus Neugier, nicht doch, aber teils zwangs- teils beiläufig. Man hört von Balkon zu Balkon mancherlei, wovon man keine Ahnung hatte und sonst auch nicht erführe. Daß da drüben im vierten Stock der Junge einen schwachen Magen und eine 6 im Rechnen hat, ja, wer wußte das denn! Doch vor einigen Abenden sprach sich der Vater gehörig darüber aus, zum 101. Male, wie man erfuhr, denn jener beteuerte, er habe das nun schon hundertmal gesagt. Wer einen schwachen Magen habe, solle gefälligst nicht vier Portionen Eis hintereinanderweg essen, sondern das Einmaleins lernen, damit er keine Leibschmerzen und keine 6 im Rechnen habe. Der Junge ist schwach am Magen und in Rechnen — ich bitte Sie, kein Mensch hat das bisher gewußt.

Und das kleine Fräulein da hinten im Eckhaus ist neulich zehn Minuten nach Elf nach Hause gekommen. Davon hätte auch niemand etwas erfahren, aber die Mutter hielt einen längeren Vortrag über diese zehn Minuten. „Als ich so jung war wie du" kam drin vor, und im übrigen erklärte die Mutter, sie habe es gründlich satt, sich immer wieder etwas von verpaßten Straßenbahnen erzählen zu lassen, und 23 Uhr 10 sei ein für allemal nicht 23 Uhr, und zu ihrer Zeit hätte ein anständiges junges Mädchen — den Rest konnte man leider nicht hören, irgendwo wurde rücksichtslos ein Lautsprecher angestellt.

Oh, man hört das eine oder andere und sieht auch allerhand von Balkon zu Balkon, was man nicht erwartet hätte. Da ist der Herr mit dem eingelöteten Schlips im Haus nebenan — man hätte ihm nun und nimmer zugetraut, daß er sich aufs Weintrinken versteht und Rüdesheimer bevorzugt. Aber jetzt sieht man ihn abends auf dem Balkon, wie er hinter einer langhalsigen Flasche sitzt und mit geschlossenen Augen und kleinen Schlückchen vor sich hin trinkt, wie die Kenner es tun. Daß es Rüdesheimer ist, kann man mit bloßem Auge freilich nicht erkennen, doch die Nachbarin in Nummer 7 nahm ein Operaglas, und da konnte sie es vom Etikett ablesen. Nachher hat sie es beim Kaufmann erzählt, und nun wissen alle, daß der Herr mit der Eisenkonstruktion im Schlips eine Vorliebe für Rheinwein hat.

Sag einer, was er will — man kommt sich auf solche Weise näher, man lernt sich besser kennen. Wie dieser oder jener Nachbar aussieht, das wußte man wohl, aber nun erfährt man auch einiges aus seinem Leben und darüber, was er von den kleinen Dingen des Alltags hält. Wenn es ein schöner Sommer wird, so ist gar nicht abzusehen, **was** wir noch alles voneinander und übereinander erfahren werden, so von Balkon zu Balkon.

Der fliegende Fisch

Reiseerlebnis von Ernst Hoferichter.

Im Speisesaal des Afrikadampfers erheben sich die Fahrgäste von der Tafel. Eine englische Turnlehrerin spielt auf dem Tafelklavier die Melodie von jenem Herzen, das im Hochland schlägt, und die Kinder des Portugiesen benützen das Treppengeländer als Rutschbahn, während das Schiff an der Küste von Somaliland vorbeischaukelt.

In der Kabine des Zahlmeisters Köhnke haben vier Biergläser den Wellengang des Nordostmonsums aufgenommen. Wie Kanarienvögel auf einer gemeinsamen Stange sitzen Schiffsarzt, Erster Offizier und Funker auf dem Bettrand. Köhnke zieht mich in die Runde: „In zwei Tagen sehen Sie Kap Guardafui. Die Somali dort hatten schon den dritten Leuchtturmwächter aufgefressen. Jetzt haben die Italiener eine Kompanie Bewachung hingesetzt."

„Und kennen Sie die Geschichte von jenem Schiffsjungen, der — —?"

„Nein", sage ich, während ein Brecher über das Deck fegt und die Zahnbürste im Gurgelglas trillert.

„Also, dieser Schiffsjunge hatte auch eine Afrikareise hinter sich und erzählte seinem Vater seine Abenteuer: In Sansibar war die Hitze so groß, daß die Schiffsschraube geschmolzen ist, im Roten Meer warfen wir den Anker aus und zogen Krönungswagen des Königs Pharao hervor, und dann, im Golf von Aden sah ich fliegende Fische — — „Sei still!" schrie da der Vater und haute dem Jungen wegen dieser unmöglichen Fische eine 'runter."

Um Mitternacht schreit meine Reisebegleiterin Franzi wie beim Zahnarzt auf. „Schon wieder Tropenkoller?" denke ich im Halbschlaf und schleiche mich vor ihre Kabinentüre. Und höre ein Patschen wie von unsicherem Beifall. Zerrissene Stiefel bei Regenwetter geben, glaube ich, ähnliche Geräusche von sich.

Ich öffne — und zwischen Florstrümpfen, Tennisschuhen und Bananenschalen zappelt am Boden eine schlüpfrige, graue Masse. Der Witz des Zahlmeisters hat Gestalt angenommen. Es ist ein fliegender Fisch, den die Dünung des Ozeans durchs offene Bullauge hereinwehte.

Man weiß, wie man Fische behandelt, und kennt sich mit Vögeln aus. Aber was soll ich mit diesem Geschöpf anfangen,

das eine Kreuzung zwischen beiden Reichen vorstellt? Soll ich es in die Waschschüssel legen oder auf die Kleiderstange des Kastens setzen? Die Vorstellung „fliegender Fisch“ reizt meine Gehirnhaut. Bis zum Morgengrauen denke ich zwangsmäßig die Widersinnigkeiten „hölzernes Eisen — königliche Honorare — paradiesische Ehen — fliegende Fische …“ Dazwischen durchträume ich den Katalog eines Panoptikums. Das Kalb mit zwei Köpfen — Mungo, halb Tier halb Mensch — Berta mit dem Vollbart — Die schwebende Jungfrau — Das Löwenfräulein — ziehen am Rand des Bettes vorüber.

Indes hat der Schlachter des Schiffes den fliegenden Fisch in die Tropensonne gelegt, wie Dörrobst getrocknet und mit Sägespänen gefüllt. An einen Bindfaden geknüpft, hängt er bald von der Decke der Kabine herab. Und statt Haifischflossen, Wellenkämmen und schwimmender Algen sieht er als Umwelt eine leere Flasche Whisky, eine ausgedrückte Tube Sommersprossensalbe und eine Glasröhre mit Chinintabletten.

Jeden Morgen ziehen jetzt neben dem Dampfer glitzernde Schwärme her. Wolken aus Glassplitter tauchen aus dem Preußischblau des Indischen Ozeans auf, fliegen als Möven über die Wellen und versinken als Fische im Wasser.

Hinter Port Said entflieht aus fragwürdigen Gründen meiner Reisebegleiterin die „Paradieswitwe“ aus dem Vogelkäfig. Und das Bauer aus afrikanischem Schilf — im Stil eines Sultanpalastes gebastelt — steht wie ein aufgeblasenes Zuchthaus in der Sofaecke der Kabine.

Nichts Böses ahnend, hängen wir beim Packen den präparierten fliegenden Fisch in den Käfig. Beim Abschied trage ich Pfeile, Speere und Bogen. Franzi schleppt die Felle der Kalaharіböcke und den Käfig mit dem fliegenden Fisch. Im Zollschuppen muß ein Beamter einen saftigen Witz erzählt haben, denn die Halle biegt sich in schallendem Gelächter. In den freien, übersonnten Straßen und Plätzen der Stadt Genua sind wir plötzlich zur Spitze einer Prozession geworden. Am Gehsteig treten die Menschen wie vor einem Brautpaar zurück, um hinter unserem Rücken als quirlendes Kielwasser wieder zusammenzufließen.

„Die lachen über dich!“

Ueber den Bahnhof zieht eine Schülerklasse. Da der Lehrer uns gewahr wird, biegt er links ab, stellt sich mit seiner Klasse an der Häuserwand auf, und schon sind wir von einem Ringelreihen umrahmt. Drei Dutzend Zeigefinger deuten nach dem Käfig. Wir setzen unser Afrikagepäck aufs Pflaster und schwimmen auf Wogen von Zuneigung und Interesse. Diese Teilnahme stimmt uns redselig. Die Parterrefenster öffnen sich. Aus fünf Meter Entfernung richten sich Operngucker auf unsere Beute. Autos stoppen. Bis in die letzten Herzkammern gerührt, erzählt Franzi von den Wilden. Ihre Hände markieren Schlangengeringel und Heuschreckenschwärme. Kinder drücken den Saft von Zitronen dem fliegenden Fisch in den Käfig. Niemand glaubt, daß er tot sei. Franzi zieht ihn aus dem Käfig. Da löst sich das Ungewisse des Tieres in Ernüchterung auf. Aus dem genähten Bauch stauben Sägespäne. Das Fieber der Neugierde sinkt, und automatisch greifen unsere Hände nach den Fellen und Waffen, sie tappen in leere Luft …

„Gestohlen“, sprechen wir zweistimmig und schieben den fliegenden Fisch in den Käfig zurück.

Von den Abermillionen von fliegenden Fischen flog aus den Weiten des Indischen Ozeans ein einziges Exemplar durchs Bullauge, wurde Sensation und brachte den Bahnhofsplatz von Genua in Aufruhr. Ließ uns auf Augenblicke ganz Afrika und Speere, Bogen, Pfeile und Felle vergessen. Und jetzt hängt er als einzige Trophäe des Schwarzen Erdteils im Salon zwischen Dante aus Gips und dem Wandbild mit eingebautem Spielwerk. Wenn die Melodie pinkt, öffnen wir Fenster und Türen. Im Luftzug und Abschiedslied wiegt sich leise der fliegende Fisch im Vogelkäfig. Und gleich sind wir wieder mittendrin im Zauber des Indischen Ozeans.

Der Warner

Kriminalskizze von Jo Hanns Rösler.

Ein Herr betrat den Juwelierladen. Er trug einen dunklen, etwas abgeschabten Anzug. Nein, so sehen die Käufer hier nicht aus! Er war es auch nicht.

„Kann ich den Inhaber sprechen?“

„Ich bin es selbst.“

„Kriminalpolizei!“

Der Beamte zeigte seinen Ausweis.

„Ich komme, Sie zu warnen,“ sagte er, „es sind mehrere Anzeigen eingelaufen, daß ein Verbrecher in unserer Stadt arbeitet, der es vornehmlich auf Juwelen abgesehen hat. Seine Methode ist stets die gleiche, und deshalb hat sich die Kriminalpolizei entschlossen, alle Juweliere zu warnen und von dem Trick des Juwelendiebes Kenntnis zu geben.“

„Worin besteht der Trick?“

„Eines Tages erscheint bei Ihnen ein Mann, der sich als Kriminalkommissar ausweist,“ antwortet der Beamte, „er gibt vor, von seiner Behörde beauftragt zu sein, Sie vor dem „Warner“ zu warnen. Er wird Ihnen also ungefähr das gleiche erzählen, was ich Ihnen jetzt erzähle. Dann geht er zum Fenster öffnet die Vitrine — so wie ich es jetzt tue — und nimmt die wertvollsten Stücke heraus und läßt sie in seinen Taschen verschwinden. Dabei fordert er Sie ununterbrochen auf, gut aufzupassen, und erzählt Ihnen, daß genau das gleiche der Verbrecher überall tat, vor dem er Sie angeblich zu warnen hat. Wenn er jetzt die Schmuckstücke in der Tasche hat —“

„Bedroht er mich mit dem Revolver?“ fragte der Juwelier spöttisch.

Der Kriminalkommissar schüttelt den Kopf. „Im Gegenteil. Der Mann trägt nie eine Waffe bei sich. Er legt alle Schmuckstücke, so wie ich es jetzt tue, in die Vitrine zurück, schließt das Fenster und verläßt unter nochmaliger Warnung Ihr Geschäft.“

„Und was hat er gestohlen?“

„Nichts und alles — denn in der Vitrine liegen jetzt nicht mehr Ihre Schmuckstücke, sondern nur geschickte Imitationen.“

„Und was soll ich tun?“

„Uns sofort benachrichtigen. Rufen Sie dann sofort diese Nummer an, eine Minute später ist das Ueberfallkommando vor Ihrem Haus.“ Der Kriminalkommissar zog eine Anzahl vorgedruckter Zettel aus der Tasche, von denen er einen dem Juwelier überreichte. „Sie sind jetzt gewarnt!“, sagte er. Dann verließ er mit kurzem Gruß das Geschäft.

Noch war nicht eine Stunde vergangen, als sich die Tür zum zweiten Male öffnete und ein hagerer, hochgewachsener Herr eintrat. Er sah sich noch einmal vorsichtig auf der Straße nach allen Seiten um, dann schritt er schnell durch die Tür.

„Kriminalpolizei!“, sagte er und zeigte die silberne Marke im Rockkragen, „ich komme, Sie zu warnen. Wir sind einem Verbrecher auf der Spur, der in der Verkleidung eines Kriminalbeamten Juwelendiebstähle ausübt. Darf ich Ihnen jetzt zeigen, wie der Verbrecher arbeitet?“

„Einen Augenblick!“

„Bitte.“

„Ich habe nur noch ein dringendes Gespräch zu führen.“ Der Juwelier trat zum Telephon. Er wählte die soeben erhaltene Nummer.

„Kriminalpolizei, Dezernat Diebstahl“, meldete man sich.

„Hier spricht Juwelier Dolze, heute war einer Ihrer Herren bei mir — ist das richtig?“

„Wir sind unterrichtet.“

„Ich sollte Ihre Nummer anrufen, sowie der Schmuck eingetroffen ist — Sie können ihn jede Minute abholen.“

„Danke. Wir kommen sofort.“

Der Juwelier legte den Hörer auf.

Der Hagere sah unruhig nach der Tür, als erwarte er jemanden. „Wenn Sie jetzt keine Zeit haben,“ sagte er, „ich komme auch in zehn Minuten wieder vorbei —“.

Der Juwelier trat einen Schritt näher.

„Ich stehe jetzt völlig zu Ihrer Verfügung — wollen Sie mir bitte die Methode des Verbrechers erklären?“

„Oeffnen Sie diese Vitrine.“

„Bitte.“

„Ich zeige Ihnen jetzt, wie der Warner arbeitet,“ begann der Hagere, „er wird Ihnen jetzt erklären, daß er Ihnen nur die Handgriffe vormacht, die der Warner macht. Und nun nimmt er — genau wie ich es jetzt tue — die wertvollsten Stücke aus dem Fenster und steckt sie in seine Tasche. Dann — zum Teufel! —“

Er hatte sich erschrocken aufgerichtet. Auf der Straße ertönte das Signal des Ueberfallwagens.

„Was soll das heißen?“

„Die Polizei!“

Der Juwelier stand wie ein Held. Zumal in der Minute, als draußen der Wagen vorfuhr und zehn bewaffnete Polizeibeamte absprangen.

„Die Polizei, Herr!“

„Ich weiß, zum Donnerwetter!“

„Deswegen erschrecken Sie?“

„Unsinn! Aber der Schmuck!“

Der Juwelier erbleichte.

„Was ist mit dem Schmuck?“

„Alles Imitationen!“

„Unmöglich!“

„War vielleicht schon der Warner —?“

Sechs Polizeibeamte hatten den Laden betreten. Sie grüßten den Hageren straff. „Zur Stelle, Herr Hauptmann!“

Der Hagere ging auf sie zu.

„Zu spät, Kameraden — der Warner hat bereits ganze Arbeit gemacht!“